

## Tradition und Traditionen

Predigt beim Pontifikalamt mit den Mitgliedern des Ritterordens vom Heiligen Grab  
am 25. Mai 2025

*(Apg 15, 1-2-22-29 / Offb 21, 10-14.22-23 / Joh 14, 23-29)*

Als Mitglieder des Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem blicken Sie auf eine lange Tradition. Bis ins 14. Jahrhundert reichen die Wurzeln des Ordens zurück; seit mehr als 150 Jahren nehmen Sie als päpstliche Einrichtung besondere Aufgaben im Heiligen Land wahr. Sich in dieser Tradition verwurzelt zu wissen, gibt dem eigenen Handeln Tiefe und Fundament.

Das gilt auch für uns als Kirche insgesamt. Gehört es nicht zu unserem Wesen, in der apostolischen Tradition zu stehen und den Glauben treu zu bewahren, d.h. im besten Sinne des Wortes konservativ zu sein und nicht jeder Mode oder jedem Trend zu verfallen? Zweifellos! Das bekennen wir auch immer wieder über Taufe und Firmung hinaus in vielen unserer Gottesdienste. Das zeigt sich darin, welche Bedeutung die Heilige Schrift, die Lehre der Kirchenväter und die Beschlüsse der Konzilien für uns haben. Das schlägt sich in unseren Auffassungen über die Würde eines jeden Menschen und die Prinzipien gesellschaftlichen Zusammenlebens nieder. Dennoch darf aber gefragt werden: Was ist mit Tradition gemeint – und was eventuell nicht?

Das ist gar nicht so einfach zu beantworten. Für manche drückt sich darin etwas Altbewährtes aus, das Halt und Orientierung gibt. Für andere ist es etwas Rückwärtsge wandtes, das jede Veränderung verhindert und einengt. Yves Congar, ein bedeutender französischer Theologe, der 1994 noch zum Kardinal ernannt wurde, gebraucht dazu eine hilfreiche Unterscheidung: Er spricht von der „Tradition“ und den „Traditionen“. Bemerkenswerterweise wird der Singular dieses Wortes im Französischen großgeschrieben, der Plural hingegen klein. Die groß geschriebene einzigartige Tradition ist – theologisch verstanden – die Treue zur unüberbietbaren Offenbarung Gottes in Jesus Christus durch den wechselvollen Lauf der Geschichte hindurch. Damit ist jedoch kein abgeschlossenes System gemeint, sondern ein lebendiger Strom. Es geht dabei – anders ausgedrückt – nicht darum, die Asche zu hüten, sondern die Flamme am Brennen zu halten. Dazu genügt es nicht, Begriffe einfach nur zu wiederholen oder

Riten fehlerfrei nachzuvollziehen. Notwendig ist vielmehr, den Glauben immer wieder zu übersetzen und verständlich zu machen. Dieses Bemühen zieht sich durch die ganze Kirchengeschichte und hat epochal wie regional recht unterschiedliche Früchte hervorgebracht. Um wirklich apostolisch zu bleiben, braucht es die ständige Erneuerung im Heiligen Geist, muss nicht nur darauf geachtet werden, was Jesus gewollt hat, sondern auch, „was die gegenwärtige Zeit von uns verlangt“ (Bernhard von Clairvaux). Dabei können Sitten und Bräuche entstehen, die dem Glauben im jeweiligen Kontext einen lebendigen Ausdruck verleihen, für die Nachwelt aber nicht unbedingt erforderlich oder bedeutsam bleiben müssen. Solche geschichtlich und kulturell bedingten Traditionen sind es, die Congar klein schreiben würde. In vielen von ihnen kam sicher die wahre Tradition zum Tragen; andererseits spiegeln sie gewissermaßen aber auch den Zeitgeist vergangener Epochen wider und sind damit durchaus veränderbar.

So waren z.B. die ersten Apostel, die Jesus in seine Nachfolge gerufen hat, von Beruf Fischer gewesen. Niemand käme jedoch heute auf die Idee, dass nur Fischer zu Bischöfen geweiht werden dürften. Ähnliches gilt auch im Hinblick auf das letzte Abendmahl Jesu. Obwohl dort nur Männern das Brot und der Kelch gereicht worden ist, haben in den christlichen Gemeinden von Anfang an selbstverständlich auch die Frauen die Kommunion empfangen. Bei der Fußwaschung am Gründonnerstag hingegen war das bis vor kurzem – jedenfalls offiziell – nicht möglich, weil Jesus ja – wie es hieß – auch nur Männern die Füße gewaschen habe. Und der aus dem Judentum stammende Brauch der Beschneidung – davon haben wir in der Lesung aus der Apostelgeschichte gehört – wurde bereits 30 Jahre nach Jesu Tod unter Christinnen und Christen nicht mehr als verbindlich angesehen und letztlich nicht mehr praktiziert. Auslöser dazu war, dass sich nunmehr auch Heiden – also Nichtjuden – dem Evangelium zuwandten, und nach einem spannungsreichen Konflikt schließlich entschieden wurde, dass sie nicht erst jüdische Voraussetzungen erfüllen müssten, um getauft werden zu können. Damit wurde eine Weichenstellung von enormer Bedeutung vollzogen. Und wie auch schon in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten vollzieht sich heutzutage wieder ein Gestaltwandel von Kirche, dessen Ausgang wir uns noch gar nicht vorstellen können.

Vieles kann also losgelassen oder verändert werden, ohne dass der Glaube dadurch grundsätzlich in Frage gestellt wird. Freilich darf das nicht nach Belieben und Gutdünken geschehen. Verantwortungsbewusste Überlegungen und Entscheidungen sind

erforderlich. Und das Evangelium ist dabei das Gewissen der Kirche. Es hilft uns zu erkennen, ob wir in der lebendigen Tradition der Apostel treu zu Jesus Christus stehen oder uns eher in sehr irdischen Ausdrucksformen verkrampfen. Auf keinen Fall ist das, was vom Zeitgeist vergangener Jahrhunderte geprägt wurde, von vornherein besser als das, wozu uns heutige Erfordernisse und Möglichkeiten führen könnten.

Auch der Glanz des himmlischen Jerusalem – von dem wir in der Lesung aus dem Buch der Offenbarung gehört haben – dürfte sich weniger der Tradition der zwölf Stämme Israels oder des Zwölferkreises verdanken. Schließlich wurde der Zwölferkreis, der als Repräsentant der zwölf Stämme Israels anfangs eine große symbolische Bedeutung gehabt hatte, nach dem Ausfall des Judas nur noch einmal durch die Nachwahl des Matthias ergänzt; danach aber verschwand er sang- und klanglos aus der Geschichte. Vielmehr stammt der Glanz der Stadt auf dem Berg, der rettenden Arche, zu der die Kirche werden soll, von Gott her, wohl aber auch aus ihrer Fähigkeit, auf die Herausforderungen der jeweiligen Zeit immer wieder neu reagieren und sich verändern zu können. Schließlich verfügt die Stadt über zwölf Tore, die sich nach allen Seiten hin öffnen – für alle Völker, für ein Geben und Nehmen, den Austausch und den Dialog. Neue Traditionen können Einzug halten, alte – vielleicht überkommene oder entstehende – Traditionen können verabschiedet werden, um die Herrlichkeit Gottes mehr oder deutlicher aufscheinen und leuchten zu lassen. Bleiben wir zu sehr der Vergangenheit verhaftet, dann ist der Blick nach vorn blockiert, und die Zukunft wird hoffnungslos. Wer nur zurückschaut, resigniert schließlich in den scheinbaren Ausweglosigkeit seiner Situation.

Von Léon Bloy stammt der Ausspruch: „Reformen in der Kirche kommen durch zweierlei: entweder durch den Heiligen Geist oder durch die Kosaken. Meist durch die Kosaken.“ Da ist in der Tat etwas dran. Wer ist schon freiwillig bereit, Altes aufzugeben und Neues zu versuchen? Oftmals geschieht das erst dann, wenn der äußere Druck so groß ist, dass ihm nicht mehr widerstanden werden kann. Aber vielleicht wirkt Gott ja nicht nur auf direkte und feinsinnige Weise als geistlicher Tröster und Ideengeber, sondern auch auf ungewöhnlichen Umwegen oder durch feindliche Mächte und Gewalten als unbequemer Unruhestifter. Er weiß jedenfalls, wie er uns, wenn wir uns nicht von selbst bewegen, in Bewegung bringen kann.

Dazu gehört auch ernst zu nehmen, was Jesus im Johannesevangelium zu seinen Jüngern sagt: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht einen Frieden, wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch.“ Was soll das für ein Frieden sein, von dem da die Rede ist, und was heißt das für uns? Klar ist, dass Frieden nicht einfach vom Himmel fällt, sondern immer wieder errungen und aktiv gestaltet werden muss. Dabei scheint es aber ohne Gott nicht oder kaum möglich zu sein, wahren Frieden zu finden. In Jesus Christus ist uns Gottes Frieden einzigartig aufgeleuchtet und nahegekommen. Sich seiner Zusage anzuvertrauen, kann zu einer unerschöpflichen Quelle der Hoffnung und unserer Sehnsucht nach Frieden werden. Sie entlastet uns da, wo wir nicht mehr weiterwissen, wo wir angesichts des Unfriedens um uns herum und in uns selbst ohnmächtig sind. Dabei sollten wir auch Jesu Lebenshingabe und seinen Tod am Kreuz in den Blick nehmen. Gerade hierin zeigt sich das Unterscheidungsmerkmal allen christlichen Friedensverständnisses. Jesus ist kein Schwärmer, der die Wirklichkeit ignoriert. Er trägt vielmehr zum Frieden bei, indem er sich den Mächten des Bösen stellt, das Reich Gottes durch sein Leben bezeugt, gewaltlosen Widerstand gegen das Unrecht leistet und zur Solidarität mit den Schwächeren und Entrechteten bereit ist. Das könnte für uns bedeuten: Um auch heute angesichts aller Anfechtungen und Bedrohungen für einen wahren Frieden einzutreten, genügt wohl kaum nur guter Wille; vielmehr gehören dazu auch Tapferkeit gegenüber dem Bösen, Ausdauer im Leiden und Mut zur Freiheit und Stärke. Möge unsere Kirche wie das himmlische Jerusalem – gegründet auf einem festen Fundament der Tradition und durch zahlreiche Tore im Dialog und Austausch mit der Welt – ein Instrument und Zeichen der Einheit aller Menschen sein: im Einsatz für Versöhnung und Frieden, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit.

Kirche ist nicht von gestern, sondern hat eine Zukunft, weil Gott mit uns im Bunde bleibt. Bemühen wir uns, den kostbaren Schatz des Glaubens immer wieder so auszulegen, zu vermitteln und in die Tat umzusetzen, dass möglichst viele Menschen erkennen, woraus sie leben können und worauf sie hoffen dürfen. Dazu hat uns Gott schließlich berufen und beauftragt, nicht um ein Museum zu hüten, sondern um dem Leben zu dienen und Zeugen der Erlösung zu sein, zu erfreuen, zu heilen, zu befreien und zu trösten. Mögen wir dabei nicht die Hoffnung verlieren!